Nummer 560. XXV. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Montag, 2. November 1896.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Ein französischer Akademiker über die Zarentage.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

△ **Paris**, 2. November.

Die Revue Cosmopolis wird in ihrer nächsten Nummer einen Artikel des Vikomte Melchior de Vogüé über den Besuch des Zaren in Paris veröffentlichen. Der glänzende Akademiker, der bekanntlich ehemals Botschaftssekretär in Petersburg war, und der wie kein Anderer mit Erfolg bemüht gewesen ist, das Interesse des westlichen Europa für die russische Geistesentwickelung zu erwecken, hat während der Pariser Zarentage wiederholt Gelegenheit gehabt, mit dem Zarenpaar zu sprechen. Einige Stellen des Essays werden in Frankreich vielleicht Manchem nicht besonders gefallen.

Herr de Vogüé sagt, der Besuch des Zaren hat den verschiedensten und einander widersprechendsten Hoffnungen Genugthuung geboten. Alle haben ihm Dank gewußt für den Akt, der der Welt unsere definitive Wiedererstarkung verkündete. Die kriegerisch Gesinnten, die wenigen Thränen einer Revanche um jeden Preis, haben geglaubt, das Trompetensignal zu hören, das sie zu der nahen Waffenerhebung rief. Die friedliche und klarer sehende Masse hat sich gefreut, daß die Sicherheit des Friedens durch diese Feste eine neue Stütze erhalten habe.

Nach einigen Abschweifungen nimmt de Vogué das gleiche Thema wieder auf, indem er fortfährt: „Und nun vom Gesichtspunkte strenger Vernunft, welches sind die wirklichen Thatsachen, die wir in all dieser Erregung so vieler Hoffnungen festhalten dürfen? Zunächst die Bestätigung unserer Wiedererstarkung, das öffentliche Werben um unsere Freundschaft, der unserer Stärke bezeigte Respekt. Das würde genügen, unseren legitimen Stolz zu rechtfertigen. Dann die Garantie, die Sicherheit, das Versprechen eines langen ehrenvollen Friedens. Nichts ist gefährlicher als Zweideutigkeit in Verträgen. Und wäre es nur, um einige auftauchende Illusionen zu zerstören, so muß hier ein empfindlicher, für alle Franzosen schmerzhafter Punkt berührt werden. Wenn man plötzlich in der vergangenen Woche einen zwischen 1871 und 1875 verstorbenen Mann in das Leben zurückgerufen hätte, wenn man ihn nach Cherbourg, Paris, Chalons geführt hätte, er hätte sogleich ausgerufen: „Das ist also die Revanche? Wann marschiren wir?“ Alle aber hätten traurig über diesen Anachronismus gelächelt. Nein, das ist nicht die Revanche der Vergangenheit, die Revanche in dem Sinne, in welchem man vor zwanzig Jahren dieses Wort nahm. Es ist einfach der Frieden der Zukunft. Die Wiederherstellung des Vergangenen bleibt, was ihre Verwirklichung anlangt, verborgen in geheimnißvoller Zukunft. Soweit ein klarer Blick reichen kann, erscheint die französisch-russische Entente einzig allein defensiv und friedlich. Um sich darüber zu täuschen, müßte man seltsam den wirklichen Zustand unseres Landes, seltsam den so klaren russischen Ideengang verkennen. So darf denn auch diese Entente in Europa, wie in Frankreich, von allen denen günstig aufgenommen werden, die keinerlei üble Pläne hegen.“

---

* Bei der am Donnerstag im Reichstagswahlkreis **Brandenburg-Westhavelland** vollzogenen Reichstagsersatzwahl ist, so schreibt die N. L. Korr., in Bezug auf die **Feststellung des Wahlresultats** eine recht angenehme Erfahrung gemacht worden. Der Wahlkreis gehört zu denen, die meist erst am zweiten Tage nach der Wahl genau zu wissen pflegten, wie die Wahl ausgefallen ist. Diesmal wußte man es in Rathenow am Wahltag selbst, kurz nach elf Uhr Abends, und eine Stunde später war es auch durch den Telegraphen im ganzen Reich verbreitet. Demnach muß über den ganzen Wahlkreis hin, der etliche 90 weit aus einander gelegene Landgemeinden und Gutsbezirke zählt, ein besonderer Nachrichtendienst eingerichtet worden sein. Derselbe hat im vorliegenden Falle wohl deshalb so prompt funktionirt, weil die Wahlvorsteher und Ortsschulzen wußten, daß der Landrath dabei persönlich interessirt war. Unter anderen Umständen kann man aber erleben, daß ein ebenso gut vorbereiteter Nachrichtendienst doch nicht funktionirt, und zwar hier aus diesem, dort aus jenem Grund. Das Entscheidende ist meist die Kostenfrage, und so lange die telegraphische Meldung des Wahlresultats aus den einzelnen Wahlbezirken nur zu ermöglichen ist, wenn eine oder die andere interessirte Partei oder Person die Kosten dafür bestreitet, so lange wird es sich nicht ermöglichen lassen, daß aus Wahlkreisen mit gerstreut liegenden Wahlbezirken das gesammte Ergebniß einer Wahl schon nach wenigen Stunden zu übersehen ist — es sei denn, daß die Herren Gemeinde- und Amtsvorsteher ein besonderes Interesse erkennen, dem Ersuchen um telegraphische Uebermittelung des örtlichen Resultates zu entsprechen. Unseres Erachtens liegt es aber genügend im öffentlichen Interesse, sowohl bei einzelnen wie bei allgemeinen Wahlen, die Einsammlung der telegraphisch zu meldenden Wahlbezirksergebnisse am Orte des Wahlkommissars als öffentliche Angelegenheit zu besorgen. Wenn der Gemeindevorsteher dagegen gesichert ist, daß ihm keine Kosten daraus erwachsen, wird er nach Schluß der Wahl ganz gern telegraphiren. Wenn er fürchten muß, wegen der geringen Kostenrechnung Schwierigkeiten zu haben, wird er sich kaum zur Veranslagung von 50 Pfennig für ein Telegramm entschließen. Der Telegraphenkasse entgeht vielleicht eine Einnahme, wenn die Ermittelung des Resultats auf amtlichem Wege geschieht, aber das öffentliche Interesse dürfte hier dem fiskalischen gewiß voranzustellen sein.

---

* Das von der **sächsischen Militärverwaltung** seit einigen Jahren befolgte Verfahren, den **Bedarf des Heeres an Körnerfrüchten** von den sächsischen Landwirthen möglichst direkt zu kaufen, hat sich nicht bewährt. Die sächsischen Proviantämter klagen darüber, daß ihnen, infolge des schlechten Erntewetters, von Seiten der Landwirthe neuerdings fast gar keine Angebote gemacht werden. Um den Bedarf an Körnerfrüchten zu decken, sieht sich daher die Militärverwaltung genöthigt, sich an andere Bezugsquellen zu wenden und außersächsisches Getreide zu kaufen.

---

* Kürzlich ging die Meldung durch die Presse, daß die Einzelregierungen auf Wunsch der Reichsregierung neuerdings Erhebungen über die **Wirkungen der Handelsverträge** veranstalten. Der Zweck der Maßnahme sollte sein, zur Beantwortung einer etwaigen Anfrage über die **deutsch-russischen Zollschwierigkeiten** im Reichstage ausgiebiges und neues Material zu beschaffen. Dieser Mittheilung treten nun die „B. P. N.“ mit folgenden Ausführungen entgegen:

Diese Mittheilung kann schon deshalb nicht zutreffend sein, weil die letzten Erhebungen der preußischen Regierung zu einer Zeit eingeleitet wurden, als von den neuesten deutsch-russischen Zollschwierigkeiten noch keine Rede war. Auch der Umstand, daß in den an die wirthschaftlichen Körperschaften verlandten Schreiben der letzte Dezember des laufenden Jahres als Endtermin für die Erstattung der Gutachten angegeben wird, während doch bekannt war, daß der Reichstag schon am 10. November zusammentreten konnte, weist nicht auf einen solchen Grund zur Vornahme der Erhebung hin. Außerdem würde man, wenn man besonderes Material über Rußland gewünscht hätte, einen dahingehenden Wunsch geäußert und nicht besonders betont haben, daß, falls seit der letzten Erhebung neue Beobachtungen nicht gemacht seien, eine Berichterstattung überflüssig wäre. Ist deshalb die Mittheilung unrichtig, so sind es auch alle daraus von den handelsvertragfeindlichen Blättern gezogenen Schlußfolgerungen.

Die Erhebungen, wie sie namentlich von der preußischen Regierung regelmäßig schon seit Jahren angestellt werden, haben, der genannten offiziösen Korrespondenz zufolge, den Grund der Information über die Ausfuhrverhältnisse in den einzelnen Gewerbszweigen. Sie werden deshalb auch in künftigen Jahren ebenso wie bisher vorgenommen werden.

---

* Die in Anwesenheit des Kaisers und des Prinzen Heinrich bei Meppen vorgenommenen **Schießversuche** werden, so schreibt man uns aus Kiel, für die **Armirung der gewaltigen Schiffsneubauten** der Marine entscheidend sein. Drei Schiffskolosse befinden sich im Bau, die Panzerschiffe „Kaiser Friedrich III.“ und „Ersatz Friedrich der Große“ sowie der Panzerkreuzer „Ersatz Leipzig“. Ein vierter Neubau „Ersatz König Wilhelm“ wird, wie im „B. T.“ bereits gemeldet, im nächsten Etat beantragt werden. Ueber die Armirung des auf der hiesigen kaiserlichen Werft im Bau befindlichen „Ersatz Leipzig“ dürften folgende Mittheilungen interessiren: Der Panzerkreuzer erhält vier 24 Centimetergeschütze, in Drehthürmen stehend, zwölf 15 Centimeter-Schnellladekanonen, in gepanzerten Thürmen und Kasematten, zehn 8,8 Centimeter-Schnellladegeschütze hinter Panzerschutzschilden, zehn 3,7 Centimeter-Maschinengeschütze und eine Anzahl Maschinengewehre von 8 Millimeter. Die Torpedoarmirung wird aus sechs Lanzirrohren bestehen. Der „Ersatz Leipzig“ übertrifft in der Bewaffnung sämmtliche gepanzerten Kreuzer des Auslandes. Die englischen Schiffe der „Blenheim“-Klasse führen nur je zwei 23,4 Centimeter-Geschütze, die französischen der „Dupuy de Lome“-Klasse zwei 19 Centimeter-, die russischen der „Buri“-Klasse vier 20 Centimeter- und die österreichischen der „Kaiserin Maria Theresia“-Klasse zwei 24 Centimeter-Geschütze. Mit der Vollendung des Panzerkreuzers „Ersatz Leipzig“ wird der Bau eines Schwimmdocks eine unabweisbare Forderung. Das Schiff hat nämlich eine Länge von 127 Metern; das alte Schwimmdock der kaiserlichen Werft ist nur 120 Meter lang. Wie es heißt, wird letzteres, das vor mehreren Monaten der Bulkanwerft zum Docken eines brasilianischen Kriegsschiffes zeitweise überlassen wurde, in Swinemünde verbleiben. Demnach scheint die Reichsregierung mit Sicherheit zu erwarten, daß der Bau eines größeren, für die neuen Schiffskolosse genügenden Schwimmdocks im Kieler Kriegshafen bewilligt werden wird.

---

* Angesichts der bevorstehenden Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeiten ist vielfach der Wunsch ausgesprochen worden, die viel erörterte, am 1. Juli dieses Jahres in Kraft getretene **Bäckereiverordnung** des Bundesraths vom 4. März dieses Jahres möge im **Reichstage** zum Gegenstande einer Interpellation gemacht werden. Dieser Wunsch geht, wie man uns aus parlamentarischen Kreisen mittheilt, von falschen Voraussetzungen aus und beruht auf einer Unkenntniß der Verhältnisse. Man übersieht nämlich, daß die Bäckereiverordnung bereits in der ersten Hälfte der laufenden Session Gegenstand einer Interpellation gewesen ist und auch am 22. und 23. April dieses Jahres im Reichstage zur ausführlichen Besprechung gelangte. Da es nun nicht zu den Gepflogenheiten des Reichstages gehört, über einen Gegenstand in einer Session zweimal zu interpelliren, so besteht in parlamentarischen Kreisen nicht die Absicht, demnächst in dieser Frage nochmals eine Interpellation einzubringen. Wohl aber wird man, statt eine überflüssige Wiederholung vorzunehmen, an die Verhandlungen vom 22. und 23. April anknüpfend, die Sache parlamentarisch weiter verfolgen, und hierzu ist bereits die Möglichkeit geschäftsordnungsmäßig gegeben. Im Anschluß an jene Interpellation wurde nämlich am 24. April ein mit vielen Unterschriften bedeckter Antrag Kardorff und Genossen eingebracht, den Bundesrath zu ersuchen, die Bäckereiverordnung außer Kraft zu setzen. Dieser Antrag harrt noch seiner parlamentarischen Erledigung.

Ein neuer Geist des alten Hamlet.

Das Ergebniß der „Hamlet“-Aufführung im Theater des Westens war: Der Schauspieler Bonn, lekundirt von einer höchst mittelmäßigen Truppe, hat mit ziemlich starkem äußeren Erfolge den Dänenprinzen gespielt wie ein Virtuose; die Neuerungen in der Einrichtung des Stückes waren zum größten Theil eitle Schauspielereinfälle, Eitelkeit der Eitelkeiten.

Am Freitag war Hamlet im Deutschen Theater wieder aufgenommen worden; am Sonnabend folgte Herr Bonn mit seinem Hamlet als ob er hätte sagen wollen: „Schmach dem Brahm, da ich zur Welt ihn einzurichten kam!“

Wir besitzen eine ideale Bearbeitung des Hamlet, leider nicht auf dem Theater, sondern nur angeregt in Goethes „Wilhelm Meister.“ Seitdem ist über das gewaltige Drama eine ganze Bibliothek zusammengeschrieben worden, aber tiefer hat es bis heute Niemand erfaßt. Der größte Dichter hat den größten Dramatiker wohl verstanden. Jedes Wort Goethes trifft. „Eine große That, auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist.“ Wie Hamlet „sich windet, dreht, ängstigt, vor- und zurücktritt, immer erinnert wird, sich immer erinnert und zuletzt fast seinen Zweck aus dem Sinne verliert“, das hat ein Goethe einem Shakespeare nachempfunden. Es wird sich nur fragen, ob Goethes unvoderlegliche Schilderung des Hamlet-Charakters eine Erklärung oder eine — Kritik Shakespeares ist. Will nun das moderne Theater dieses einzige Stück gewinnen, so handelt es sich darum — ich darf Goethes Worte gebrauchen und werde darum nicht wieder den Vorwurf der Pietätlosigkeit hören —, die Spreu von dem Weizen abzusondern; die Hauptsache, die herrliche Hamlet-Gestalt, kann nur gerettet werden, wenn die äußeren Umstände, welche dieses Stück begleiten, einfacher geworden sind. Der Hintergrund der Handlung ist für unsere Bühne zu „mannigfaltig, beweglich, konfus“.

Das Deutsche Theater hält sich an die traditionelle Auffassung und Einrichtung. Sein Hamlet ist durchaus keine Mustervorstellung, auch abgesehen von der ärmlichen Ausstattung. Seine Königin ist ebenso schwerfällig, seine Ophelia fast ebenso karmoyant wie im Theater des Westens, seine Hofleute sind ebenso ungeschliffen. Im Charlottenburg gab es allerdings besonders schlimme Einzelheiten: Herr Drach sprach den König wie ein feierlich gewordener Hofmann, Herr Possansky den Horatio, als wäre Hamlets Freund ein Statist, und der sonst vortreffliche Herr Rohland brachte es fertig, die komische Seite des Polonius zu übersehen. Sehr annehmbar waren Herr Kober, Herr Pittschau und der vom Zettel vergessene Darsteller des Laertes.)

Doch im Deutschen Theater spielt Herr Kainz den melancholischen Helden. Auch er bleibt uns die Entwickelung Hamlets schuldig; auch er macht uns die Handlungen des Prinzen nicht verständlich, auch er sündigt gegen den Stil Shakespeares, wenn er z. B. ganz bummelhaft spricht: „Sein oder Nichtsein, ija, das ist die Frage“; aber Kainz hat echte Töne für das Wesen Hamlets. Aus dieser Figur redet Shakespeare selbst zu uns; ihre Größe ist Shakespeares Größe. Seinen Zeitgenossen müssen die Komödiantenfeinen menschliche Klagen des Dichter-Schauspielers verrathen haben. Und auch wir hören noch über Jahrhunderte hinweg die Stimme des Dichters selbst, die ergreifendste Klage der Menschenverachtung, den ältesten und furchtbarsten Schrei, den der Weltschmerz ausgestoßen hat, ein spottender Weltschmerz, der nie wieder erreicht worden ist. Und dieser Humor der lachenden Verzweiflung ist in Kainzens Sprache glaubhaft, wie der kluge Narr Polonius leibhaftig vor uns stand, als noch der unvergeßliche Döring ihn spielte. Die beiden zusammen spielen sehen zu können!

Der Hamlet des Herrn Bonn besitzt diesen göttlichen Funken Humor nicht, er ist darum nur schauspielerisch interessant. Manches macht Herr Bonn besser als Herr Kainz: die Schauspielsene zum Beispiel und den Jammer um Ophelia; aber die, Melancholie, welche über dem Prinzen ruhen muß wie Abendröthe über einer Herbstlandschaft, fehlt gerade diesen besten Auftritten. Er giebt das Stück in Stücken.

Und nun erst die Bühneneinrichtung; man könnte Bände über ihre Fehlgriffe schreiben, wenn unsere Zeit Zeit hätte für solche Auseinandersetzungen.

Zwar die ersten Szenen machten mit der prächtigen Ausstattung und dem stimmungsvollen Erscheinen des Geistes einen sehr guten Eindruck. Der wurde aber sofort verdorben durch das erste Auftreten des Königspaares; ein operngalaster Festzug war eingelegt, es fehlte nur Mendelsohns Hochzeitsmarsch. Dazu wurden mehr Taschentücher geschwungen als wahrscheinlich am Hofe zu Helsingör vorhanden waren. Sodann sprach der Geist seine unterirdische Beschwörung durch ein Sprachrohr, wie Fafner, mit bengalischer Beleuchtung, unter obligater Donnerbegleitung. Es muß überhaupt ein gewitterreiches Jahr gewesen sein; auch den Ausbruch nach dem Schauspiel, auch den Aufstand der Dänen ließ die Regie durch die Donnermaschine verstärken, ähnlich wie schlechte Klavierspieler zu viel Pedal treten. Das Original weiß ferner nichts davon, daß Hamlet vor unseren Augen das Schiff besteigt, welches ihn nach England bringen soll, nichts davon, daß Ophelias Leiche auf die Bühne geschleppt wird, nur damit Laertes die Rede von dem vielen Wasser und seinen Thränen an ihre nassen Kleider richten könne.

Schlimmer noch sind die Witze — ich habe kein anderes Wort —, die sich Herr Bonn mit den entscheidenden Stellen erlaubt hat.

Die Deklamation vom „rauhen Pyrrhus“, die Herr Kainz mit der verträumten Miene eines Kunstfreundes anhört, begleitet Herr Bonn mit Gesten, die sich auf die Ermordnung seines Vaters und auf seine Rache beziehen. Sehr schön; nur daß wir dadurch genöthigt werden, uns unter dem rauhen Pyrrhus bald den König Claudius, bald Hamlet vorzustellen was doch der Phantasie viel zumuthen heißt.

Unmittelbar darauf legt Herr Bonn sich den Monolog „Oh welch ein Schurk und niedrer Sklav bin ich!“ so zurecht, daß Hamlet sich durch diese und die anderen Beschimpfungen nur anspornen will; er möchte die anzüglichen Verse für das Schauspiel dichten, bei dessen Anhörung der König sich verrathen soll. Sehr geistreich, so geistreich fast, daß ich fürchte, es werde von sogenannten denkenden Schauspielern nachgeahmt werden.

Ich habe nichts dagegen einzuwenden als eins: daß nämlich Shakespeare ein zu wahrer Dramatiker war, um seinen Helden in einer Tragödie auf der Bühne, vor allen Leuten — dichten zu lassen.

Das dritte Beispiel habe ich schon gestern kurz erwähnt. Herr Bonn fügt dem berühmten Monologe „Sein oder Nichtsein“ eine Pantomime hinzu. Er zückt sein Messer gegen seine Brust. Ophelia hält ihn zurück. Darauf erhält Shakespeare wieder das Wort, als ob gar nichts geschehen wäre. Es ist wirklich überflüssig, den unzusammenhängenden Einfall erst noch zurückzuweisen. Nicht nur, daß die unmittelbar anschließenden Worte („Still! — die reizende Ophelia!“) und die ganz salonmäßige Ansprache des Mädchens der barocken Auslegung widersprechen, sie stellt den ganzen Monolog auf den Kopf. Es wäre vielleicht mitunter ganz gut, wenn Shakespeare so radikal verschönert würde; aber es müßte doch — hier gehört ein kräftiger Fluch hin — zuerst der Text geändert werden, bevor die Schauspieler uns die neue Handlung voragiren. Es geht doch nicht an, die Verse von